

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 70 (1961)
Heft: 6-7

Artikel: Gespräch mit der Bildhauerin Mischa Epper-Quarles, Ascona
Autor: Epper-Quarles, Mischa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-975049>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nachher legte ich mir über diese Erfahrungen Rechenschaft ab.»

An seiner linken Hand trug Dr. Jung immer einen ägyptischen Ring mit gnostischen Symbolen. Wir unterhielten uns über die Bedeutung des Rings, und er erklärte sie mir. «All diese Symbole sind in mir lebendig», sagte er. Sein Gedächtnis war ausgezeichnet und sein Wissen unglaublich reich, noch im Alter von 85 Jahren. Manchmal sprach er wie ein Dichter oder wie ein Magier oder ein Mystiker. So hatte er mir einstmals gesagt: «Meine Botschaft wird nur zum Teil verstanden, nur Dichter können mir ganz folgen.»

Das Gespräch wendete sich, und ich stellte ihm folgende Frage: «Was wird in der technischen Ueberzivilisation, die so rasch herannaht, mit dem Menschen geschehen? Glauben Sie, dass in zwanzig Jahren überhaupt noch jemand sich mit geistigen Dingen oder Symbolen befassen wird? Wird nicht die Geistigkeit ausser Mode kommen in einem Zeitalter interplanetarischer Reisen, wo Sputniks zum Alltagsleben gehören und jedermann ein Gagarin oder Shephard sein kann?»

Dr. Jung lächelte hintergründig und antwortete: «Früher oder später wird der Mensch zu sich

zurückkehren müssen, auch wenn er von einem andern Planeten zurückzukehren hat. Alles, was jetzt geschieht, ist eine extreme Form von Flucht. Es ist leichter, zum Mars vorzudringen als zu sich selbst. Wenn der Mensch nicht den Weg zu sich selbst findet, dann läuft er die grösste aller Gefahren: seine eigene Vernichtung.»

Dr. Jung sprach über dieses Thema weiter. «Bei all diesem Geschäft mit Weltraumflügen», sagte er, «wirkt ein unbewusster Wunsch mit, das schwierigste von allen Problemen zu lösen, dem sich der Mensch in Zukunft gegenüber sehen wird: die Uebervölkerung.» Er wollte gerade fortfahren, da trat Miss Bailey ein und meldete Dr. Jungs Tochter und Schwiegersohn an. Ich hatte mein Versprechen, nur kurz bei ihm zu bleiben, nicht gehalten.

Das war mein letztes Gespräch mit Jung. Damals hatte ich eine Ahnung davon, dass es so war, denn an der Tür hielt ich noch einmal an und drehte mich um. Jung sass da und blickte mir nach, ein Lächeln auf den Lippen und die Hand erhoben, um mir Lebewohl zu winken. An seiner Hand schimmerte der gnostische Ring. Ich verbeugte mich tief.

GESPRÄCH MIT DER BILDHAUERIN MISCHA EPPER-QUARLES, ASCONA

Wir befanden uns kürzlich im Atelier der Bildhauerin Mischa Epper im kultivierten Heim an der Via Albarelle in Ascona, in einem Heim, das sich Mischas Mann, der Kunstmaler und Grafiker Ignaz Epper, und sie selbst aufgebaut und in jahrelanger Sorgfalt ausgeschmückt haben. Es ist ein Haus mit verdichtetster Kulturatmosphäre, das man immer wieder gerne betritt, in dem man sich jedesmal erneut zu Hause fühlt und wo man sofort mitten im Gespräche steht, als hätte man es eben erst und nicht vor Monaten verlassen. Ignaz Epper ist ein vergeistigter, sensibler, in sich gerichteter, überaus durchlässiger und schöpferischer Künstler, und besonders seine grafischen Werke bedeuten symbolhaften Ausdruck der ganzen Tragik unserer heutigen Welt. Nicht umsonst hat C. G. Jung diesen Schöpfungen aus der Sphäre des kollektiven Unbewussten grösste Aufmerksamkeit geschenkt und diese künstlerischen Mitteilungen zu enträtseln gesucht. Jung war an der Via Albarelle mehrmals zu Gast, und so stiessen wir denn auch in Ignaz Eppers zahlreichen dickgefüllten Mappen auf Zeichnungen, die Jungs machtvollen Kopf festgehalten haben. Dann entdeckten wir in Mischas Atelier eine packende Büste dieses grossen schweizerischen Psychologen, und diese Büste bildete Ausgangspunkt zu unserem Gespräch.

Die Redaktion.

Sie mussten Jung sicher gut kennen, Mischa Epper; sonst wäre Ihnen die Büste dieses bedeutenden Mannes nicht so gut gelungen. Wann sind Sie ihm zum ersten Male begegnet?

Vor über vierzig Jahren. Ich war damals erst siebzehneinhalb Jahre alt und kurz zuvor, zusammen mit meinen beiden älteren Schwestern, aus

Holland nach Zürich zum Studium gekommen. Damals habe ich Jung für verschiedene Fragen konsultiert. Seither habe ich ihn ab und zu wieder gesehen. Richtunggebend begegnet sind ihm mein Mann Ignaz Epper und ich in seinen Werken, deren Lektüre und Diskussion in unserem Haus eine sehr grosse Rolle gespielt haben und immer noch spielen. Insbesondere an den langen Winterabenden haben

sich Ignaz und ich sehr oft in die Jungsche Psychologie vertieft. 1951 entschloss sich Ignaz, Jung die grafische Ernte eines zehn Jahre umfassenden Individuationsprozesses zuzustellen, die unter anderem sehr interessante Mandalas enthielt. Kurz darauf lud er uns in sein Bollinger Heim ein. Dort zeigte sich, dass Jung den Mandalas meines Mannes grosse Wichtigkeit beimass, der er nicht nur mit Worten Ausdruck verlieh, sondern auch mit der Tatsache, dass wir ein sehr angeregtes vierstündiges Gespräch über Wesen und Sinn der Mandalas führten. Sein Interesse für Ignaz Eppers Arbeiten, besonders für seine Symbolik, blieb auch später rege.

Wiedergesehen habe ich Jung im Jahre 1955. Ich stand ihm am 3. Januar 1955 auf der Piazza in Ascona unerwartet gegenüber, und nach einem fesselnden Gespräch über das Zerstörende im Geist, oder, vielmehr, über das Zerstörende der Geistlosigkeit, bat ich ihn, uns zu besuchen.

Was sagte er, sehr konzentriert, über das Zerstörende im Geist?

Unwissenheit, oder vielmehr Unbewusstheit sowie Dummheit im Einzelmenschen und bei den Völkern führen zu Zerstörung. Doch noch zerstörerischer als die Dummheit wirkt sich der hochentwickelte Intellekt im Dienste des zerstörenden Prinzips aus. Denken wir an die Atomwaffen! Denken wir an die Giftstoffe! Es liegt in grauenhafter Weise heute in des Menschen Macht, die Erde zu zerstören und alles irdische Leben zu vernichten.

Sehr gedankenschwer ging ich damals heim. Nachts hatte ich einen Traum: Vom Fenster meines Ateliers aus beobachte ich, wie sich ein Sturm zum Orkan entwickelt; es peitscht ein weisser Wirbelwind, und ich bemerke, wie sich aus diesem weissen Sturmwind, vom Ghiridoni bis in den See hinunter, grosse schwarze Wolkenfetzen lösen, wie in einen Trichter hinunterfallen, darauf den steilen Berghang hinunter fliegen, immer im weissen Sturmwind. Nun entwickeln sich aus den schwarzen Fetzen schwarze Puppen, die bloss aus Kopf und Rumpf bestehen und unmittelbar unter dem Nabel wie abgeschnitten sind. Diese merkwürdigen Gebilde schweben in gleichmässigen Abständen nieder zum See.

Als Jung zu uns kam, erzählte ich ihm den Traum; er lauschte interessiert und sagte dann: Aus dem weissen pneumatischen Geistwind, der sich wie ein Orkan gebärdet, entwickelt sich der schwarze Gegensatz, der nun bereits erdhafte Formen anzunehmen beginnt. Ignaz: Es sind erst puppenhafte Wesen, noch nicht fertig geformt, es fehlen die Beine. Darauf Jung: Ganz richtig! Und das will heissen, dass es sich um eine Infantilstufe des «Schwarzen», des Gegenprinzips handelt. Im iranischen Gegensatzproblem sind der Heilige und das Böse ebenbürtige Zwillingsbrüder. Im ägyptischen Mythos, der älter ist als der iranische, gibt es den doppelköpfigen Gegensatz-Gott mit einem einzigen

Rumpf. Bei den Juden gab es den Jahvé, den der Mensch *fürchtete*, weil sein Gott unberechenbar war: einmal zornig, einmal gut, das heisst *gegen-sätzlich*. Erst das Christentum brachte den liebenden Gott, der *nur* gut war, *nur* hell. Der christliche Gott ist somit der *nur* Helle, der Liebende, der Schattenlose. Er ist nicht mehr «fürchterlich», noch furchterregend. Der Mensch hat aber beides in sich: Göttliches und Irdisches mit allen seinen Schattenseiten.

Ich zeigte Jung eine Zeichnung, die ich, aus dem Unbewussten schöpfend, schon 1945 entworfen hatte: Das Symbol der gefederten Schlange, doch sehr dämonisch. Jung betrachtete sie lange und sagte dann: Das Schlangensymbol wird also unruhig und lebendig und sucht einen andern Platz als jener, der ihm zugeteilt worden ist. Und Ignaz: Maria wird immer auf der Schlange stehend, sie also beherrschend, dargestellt; Vishnu dagegen liegt wie eingebettet auf der vielköpfigen Schlange.

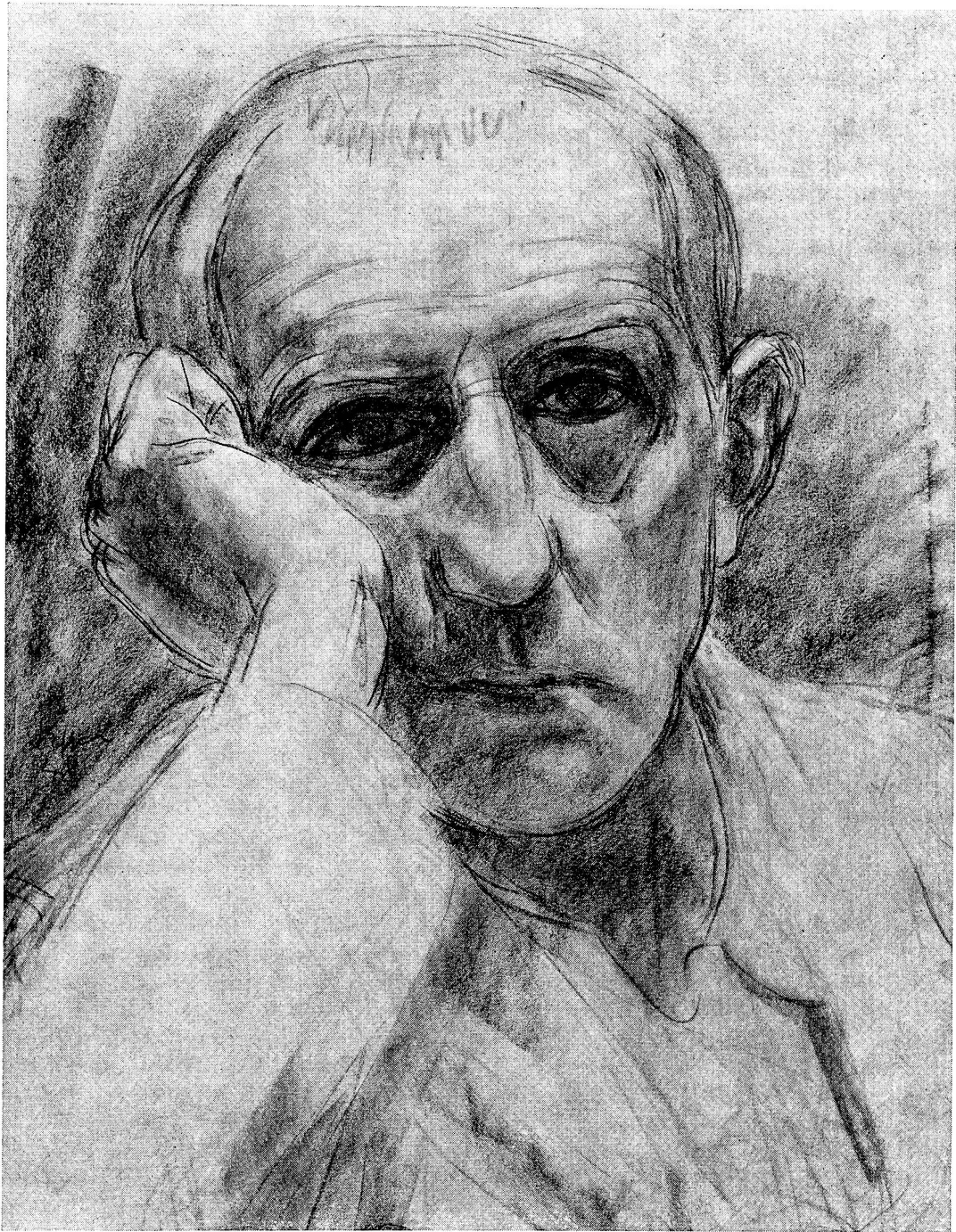
Wie stellte sich Jung zur christlichen Ethik?

Positiv. Nur die übertriebene und unvernünftige Ethik, hauptsächlich, wo sie in ihrer *Blindheit* vorherrscht, lehnte er ab. Er bejahte eine gesunde Spannung ohne verweichlichende Dekadenz. Vor allem forderte er vom Menschen Reifung, und Reifung ist nur dann möglich, wenn die Schwierigkeiten überwunden werden und man ihnen nicht ausweicht, indem ihre Ueberwindung andern überlassen wird. Jung empfand aus gesundem Urinstinkt heraus einen ausgesprochenen Widerwillen gegen alles Allzuweiche, Degenerierte, Schwächliche, Knochenlose. Er mochte jene Gattung Erwachsener nicht, die auf die mütterliche Liebe und Geduld der Frauen spekulieren. Mit der gleichen Schärfe lehnte er jene Frauen ab, die solche und ähnliche Schwächen beim Manne pflegen, der in ihren Augen «so rührend hilflos infantil ist». Jung selbst war stets ein so ausgeprägtes Unabhängigkeitsgefühl eigs, dass er sich, selbst im hohen Alter, so wenig als möglich umhegen liess. Diese Grundhaltung war für ihn sehr typisch.

Als *Arzt* hat sich Jung sein ganzes Leben lang mit grösster Hingabe gerade des schwachen, krankhaften, oft degenerierten Menschen angenommen und sich um dessen Heilung bemüht. Doch jedes Licht wirft Schatten! Als Ausgleich zu solch hingebender und forschender Haltung, als Ausgleich zum Ringen für Verständnis und Erkenntnis, gleichsam als entgegengesetzten Pendelschlag, übte Jung im täglichen Leben — ausserhalb seiner seelenärztlichen Tätigkeit — eine oft erbarmungslose, scharfe Kritik aus und glich dabei in Ausdruck und Ton einem kraftvoll-knorrigen Bauern.

Wie war Jungs Einstellung zum Leiden?

Er hielt sich dabei an den Sinn eines Christuswortes: Gott prüft diejenigen, die er liebt. Wie



Der neunundsechzigjährige Kunstmaler Ignaz Epper, Ascona. Selbstbildnis.

Christus, so hat auch Jung in Krankheit und Leiden einen tieferen Sinn gesehen. Suchte ihn ein an schwerer Depression Leidender auf, bemühte er sich mit ganzem Einsatz darum, aufzudecken, welchen Teil seines Wesens der Patient misshandelt, vernachlässigt und vom Leben abgedrosselt hatte. Was zum Leben drängte, doch nicht zugelassen wurde, betrachtete Jung als das Krankmachende,

und er scheute keine Mühe, es aus dem Dunkel ans Licht zu holen. Dann aber stellte er den Patienten auf die eigenen Füße und gebot ihm, den Weg nun aus eigener Kraft weiterzugehen. Blindes Mitleid, das Mitleid um des Mitleids willen, dessen Ziel also nur ein Ausleben des Mitleids und nicht das Wohl, das heisst die innere Selbständigkeit des Patienten, war, lehnte er ab. Ihm war allzu bewusst,

wie sehr ein schwächlicher Mensch das christliche Mitleid und das Gefühl für christliche Ethik seiner Mitmenschen ausbeuten und damit die gesunden Kräfte in für das Ganze unverantwortlicher Weise an sich binden kann. Allzuoft hat Jung erfahren müssen, wie Lebensunfähiges Gesundes schwächte und zu verschlingen drohte. Gegen solche extremen Folgen des Mitleidens hat sich Jung immer gewehrt. Sein ganzes Bemühen zielte dahin, den kranken Menschen zur inneren Selbsthilfe zu führen und möglichst von seiner Umgebung unabhängig zu machen.

Erzählen Sie mir von den Sitzungen beim Porträtieren! Ich vermag mir vorzustellen, dass es sehr schwierig war, sozusagen eine Synthese der vielen Wesensseiten Jungs herauszuarbeiten.

Allerdings. Manch einmal zweifelte ich daran, es schaffen zu können. Wohl war Jung immer völlig natürlich, gänzlich ohne Maske, doch arbeitete es, wenn er sich nicht in einem Gespräch befand, derart ununterbrochen in seinem Innern, dass sein Mienenspiel ausserordentlich bewegt war. Ja, das eigentlich Auffallendste an diesem Kopf — ich habe solches nie zuvor beim Porträtieren erlebt —, war der verwirrende Wechsel der «Gesichter». Welch eine Dynamik in diesem Antlitz, wenn sein Sinnen nach innen gerichtet war! Nur im Zwiegespräch blieb der Ausdruck einigermaßen gleich.

Welches der vielen Gesichter Jungs war das Typischste?

Nach konzentrierter Beobachtung wählte ich die Haltung und den Ausdruck des lebendig forschenden Psychologen, der die Hintergründe seines Gegenübers aufzudecken versucht. Ich entschied mich also für Jungs Ausdruck des unsentimental-schonungslosen Forschers nach Wahrheit und Wirklichkeit sowohl sich selber als auch dem Patienten gegenüber. Um den Mund einen Zug ganz leichten Mokierens, im Blick die forschende Frage nach dem Sinn des Lebens, nach dem Rätsel Tod.

Bei allen Porträts in Stein oder Ton sucht man zuerst einmal die Grundform festzuhalten, den Schädel also, das heisst: das Unveränderliche; denn bei aller Veränderung durch Ausdruck und Volumen der Weichteile bleibt sich die Grundproportion gleich. Diese Grundform stellt somit das Stabile dar und ist das, was das Individuum äusserlich einmalig macht.

Dann muss die Grundhaltung festgelegt werden, die ebenfalls bei jedem Menschen wieder anders und nur für ihn typisch ist. Diese Haltung geht von den Schultern aus. Jungs Haltung war leicht nach vorne gebeugt, forschend, ergründend, in unbewusster Tendenz dem zu Erforschenden entgegen.

Nun beginnt die für das Gelingen eines Porträts so schwierige Arbeit, die Winkel, die Flächen und Volumen in grossen Zügen herauszuarbeiten

und die Massenverteilung richtig vorzunehmen. Um diese sogenannten grossen Proportionen festzulegen, kann man nicht sachlich und nüchtern genug vorgehen; denn alles, was nicht zu diesen Grundproportionen gehört, muss ausser acht, ja gänzlich übersehen werden. Und das fiel mir begreiflicherweise gerade bei einer so bedeutenden Persönlichkeit wie Jung sehr schwer. Immer wieder liess ich mich von der für ein gutes Gelingen so wichtigen nüchternen Beobachtung ablenken, ja, im Gespräch faszinieren. So passierte mir mehrmals, dass ich aus Jung einen Draufgänger statt einen geistigen Pionier gestaltete, ganz einfach deshalb, weil ich die Proportionen von Stirn, Nase und Kinn umfälschte, sozusagen von innen heraus archaisierte. Dieses Archaisieren der Köpfe ist übrigens heute als Zeichen der Zeit Mode. Von vorne gesehen hatte Jung einen wuchtigen, grossflächigen Kopf, der durch die Höhe der Stirne dominiert wird. Im Profil war die hervorstechende Adlernase sehr prägnant. Das Kinn war wohl sehr bestimmt in der Form, doch nicht, wie beim Draufgänger, vorgeschoben.

Welche Schwierigkeit, im Wirbelwind des über Jungs Antlitz fegenden Mienenspiels unbeeinflusst auf dem von mir beschlossenen Weg voranzuschreiten! Da faszinierte mich ein neuer Ausdruck, dort konzentrierte ich mich aufs Gespräch und verlor auch sofort die ursprüngliche Konzeption und verirrte mich in Nebensächlichkeiten. Mühsam musste ich mich immer wieder aufs neue sammeln, konzentrieren, zusammenreissen.

Es gab noch eine andere Schwierigkeit zu überwinden. Der Künstler bildet eine Antenne und nimmt, besonders bei so engem Kontakt, wie ihn das Modellieren mit sich bringt, in seinem Zustand erhöhter Durchlässigkeit auch die Probleme seines «Modelles» auf. Da es sich bei diesem Porträt um C. G. Jung handelte, der sich auch während der Sitzungen mit den grossen Weltproblemen auseinandersetzte, erlebte ich also nicht nur C. G. Jung als grossen Individualpsychologen und als schöpferischen Geist, der den Weg zur Individuation und Ganzheit erschlossen hat, sondern intuitiv auch als Denker, der sich mit dem Atomzeitalter mit all seinen unvorstellbar schrecklichen Zerstörungsmöglichkeiten tieferschürfend auseinandersetzte.

Mein Aufnehmen seiner Denkprobleme entlud sich in belastenden nächtlichen Träumen. Einer davon: In einer unbekannten Stadt mitten unter den Menschen steigt ein monströses, riesentankartiges Röhrengelbe senkrecht in die Luft; junge Menschen sitzen darin und prüfen sein Funktionieren; sie sind provozierend und stolz. Das Gebilde steigt wie eine Rakete steil hinauf, dann fliegt es horizontal, dann wieder senkrecht empor, doch nur sehr kurze Zeit, dann stürzt es in rasendem Tempo hinunter auf den Asphalt und zerschmettert mit samt den Insassen. Das Tram fährt geschmückt und bewimpelt vorbei, vorübergehende Menschen werfen einen Blick auf die Trümmer, doch niemand

macht sich etwas aus dem Unglück, sie gehen vorüber, als bemerkten sie die Toten nicht. Mutlos denke ich: Alles Bemühen ist umsonst — in dieser schizophrenen Welt ist alles sinnlos. — Als ich Jung anlässlich der nächsten Sitzung den Traum erzählte, sagte er, der Traum enthielte in der Tat bildhaft seine Gedanken, es sei auch, in meiner starken Konzentration auf seine Person, nicht zu verwundern, dass mich ein solcher Traum heimgesucht habe. Wie er ihn auslege? Der Mensch benehme sich vielfach wie ein infantiles Wesen, das plötzlich Lust zum Toben bekomme und sein Spielzeug zusammenschlage. Nun seien diese Spielzeuge heute aber Atom- und Wasserstoffbomben. Wie in meinem Traum, bereite sich heute die Jugend tatsächlich darauf vor, so schizophren wie möglich zu werden, um das ganze grauenhafte Geschehen und die ständige Bedrohung nicht mehr *seelisch* erleben zu müssen, um möglichst gefühllos mitzumachen. Dazu müsse man aber zuerst alle Gefühle abtöten. Dies geschehe zum Beispiel in der modernen Kunst.

Der Ausdruck Jungs, wenn er in diese düsteren Zukunftsmöglichkeiten blickte, war völlig verschieden von dem, den ich gestalten wollte. Im Gesicht fehlte das leicht mokierende Lächeln, es war sehr ernst, und das Festhalten dieses Ausdrucks hätte die ganze Büste geändert. Mit Anstrengung löste ich mich von ihm, obwohl ich auch dieses Gesicht als wesentlichen Ausdruck Jungs erkannte.

Da ich mich immer wieder in Gesprächen verlor — wir sprachen über den Unterschied von Instinkt und Trieb, vom Hergebenkönnen des im schöpferischen Prozess entstandenen Werkes, vom schöpferischen Prozesse selbst, von manch anderem — war die Büste nach zwölf Sitzungen, als Jung heimkehren musste, erst so weit, dass ich nur die Proportionen als richtig betrachten konnte. Es fehlte die grosse Architektur, es fehlten alle Nuancen. Jung ging ohne Bemerkung weg; sicherlich dachte er, sie wird's nicht schaffen.

Nach einiger Zeit fing ich, aus reinem Impuls, eine neue Büste an, grösser im Format, wuchtiger, so, wie ich Jung erlebt hatte, und liess die erste meiner Meinung nach allzu naturalistische Büste stehen. — Diese grössere Büste habe ich in konzentrierter Arbeit frei aufgebaut. Ich war unbefangen

und benützte nur die Erfahrungen und Proportionen der ersten Büste, ohne sie indessen zu kopieren. Dieses neue Porträt liess ich dann ebenfalls stehen. Menschen, die Jung nahestanden, auch Ignaz Epper, fanden die zweite unvergleichlich besser als die erste.

Im Winter 1955 kam Jung wieder zu uns; er hatte 15 Kilogramm an Gewicht verloren; das brachte indessen keine Aenderungen in den Grundproportionen, also im Unveränderlichen. Ich arbeitete einige Male am kleineren ersten Kopf, viel sachlicher als früher, weil ich ihn nun besser «sah». Am Schluss sagte er, er möchte beide Köpfe besitzen, sie gefielen ihm; er fühle sich in beiden im Wesentlichen erfasst. Dann ging er fort.

Ich war sehr erleichtert und dankbar, dass ich diese schwierige Aufgabe nun doch noch hatte zu einem guten Ende führen können.

Nach einigen Tagen aber wurde ich wieder kritisch, verglich die erste, nach Natur geformte, mit der grösseren, wichtigeren Büste und entdeckte daran formal allerlei Fehler.

Nun fuhr der Teufel in mich, und ich begann, an der grösseren Büste herumzukorrigieren, dann an der kleineren. Einige Tage arbeitete ich wie versessen. Als Ignaz zwei, drei Tage später in mein Atelier kam, war er vom Anblick der Büsten wie erschlagen: «Was ist denn in dich gefahren! Das ist doch nicht mehr Jung!» Ich hatte nicht bloss Einzelheiten geändert, sondern ihn unbewusst auch «freundlicher» gestaltet; damit hatte ich Jung gänzlich verfälscht. Mit meinem Dreinfahren waren auch die wesentlichen Proportionen zerstört worden. Zu alledem geschah das Missgeschick, dass ich den Lehm der zweiten Büste zu nass behandelt hatte und sie einstürzte. Entsetzt richtete ich sie wieder auf und drückte sie zurecht. Kleinlaut nahm ich von beiden Büsten Fotos auf und sandte sie Jung, der wütend antwortete, dieser «Wolkenstürmer» sei er nicht!

Jung kam zum dritten Male, und diesmal entstand die jetzige Büste. Er fand sie gut und einen typischen Aspekt seines Wesens darin gestaltet. Er gebot mir, sie nun unverzüglich in Bronze zu giesen und nichts mehr daran zu ändern. Das tat ich dann auch.

Ein weiser alter Japaner sagte mir einmal vor Jahren: Im Westen herrsche unverständlicherweise die Auffassung, dass das Leben einer Woge gleiche, deren Gipfel die Jugend sei. Jeder Mensch versuche, sich so lange wie möglich auf diesem Gipfel zu halten, da er das Abgleiten in ein leeres und nutzloses, kümmerliches und kummererfülltes Alter fürchte. Wie anders sei dagegen die Anschauung des Ostens. Dort betrachte man das Leben als ein ständiges Ansteigen, bei dem man erst im Alter den Gipfel erreiche. Denn nur der alte Mensch sei durch Erfahrung und Erkenntnis, durch Unabhängigkeit vom Kleinlich-Alltäglichen zur Persönlichkeit gereift. Eine innere Schönheit, wie die Jugend sie nicht besässe, strahle tief aus jedem alten Gesicht, das markig sei wie eine alte Kiefer, gefurcht wie eine Landschaft und ruhig wie ein Bergsee. Deshalb seien auch Achtung und Verehrung des Alters im Osten selbstverständlich und gäben dem alten Menschen zur inneren Würde auch die äussere, da er nicht wegzurücken habe aus dem Mittelpunkt des Lebens, vielmehr erst zum Mittelpunkt und gewichtigen Glied der Familie würde.

Dr. Rose Hempel